

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (7 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Man pränumerirt auf dieses Heftblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

L i t e r a t u r d e s A u s l a n d e s.

N^o 67.

Berlin, Freitag den 3. Juni

1836.

O s t i n d i e n.

Eine neue Religion im westlichen Indien.

Der folgende merkwürdige Bericht über eine Sekte Hindostanischer Schismatiker, die sich Ramsanéhî (Gottesfreunde, wörtlich Ramas-néhîs, Rama-Freunde) nennen, ist der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen vom Capitain G. E. Westmacott, Assistenten bei des General-Gouverneurs Agentur an der Nordost-Gränze, mitgetheilt worden.

Ueber die Mahants oder geistlichen Ordens-Oberen.

Ramscharan, der Gründer der Ramsanéhî-Sekte, im Jahre 1719 der christlichen Zeitrechnung in Sorätschasin, einem Dorfe nahe bei Dschai-pura, geboren, war ein Ramavat-Vairogi (Indische Stoiker, zugleich Bettelmönche). Weder die Ursache, warum er dem Glauben seiner Väter abtrünnig wurde, noch die Zeit, wann dies geschah, sind genau bekannt geworden; nur so viel ist gewiß, daß er dem Götzendienste beharrlich entgegenwirkte, was ihm beständige Verfolgungen von Seiten der Brahmanen zuzog. Im Jahre 1750 seinen Geburtsort verlassend, durchstreifte er das Land und ließ sich vorläufig in Bhibwara, im Gebiet von Udupura, nieder; nachdem er aber hier zwei Jahre gelebt hatte, ward Bhim-Singh, der dortige Fürst und Vater des jetzigen Herrschers, durch die Geißlichkeit genöthigt, ihn dermaßen hart zu behandeln, daß er sich gezwungen sah, die Stadt zu verlassen.

Der damalige Herrscher von Schahpura, gleichfalls Bhima Singh (der schreckliche Löwe) genannt, erbarmte sich über sein Unglück und bot dem Wanderer ein Aspi an seinem Hofe an, indem er ihm eine genügende Begleitung zubachte; allein der Weise, obgleich diese Höflichkeit dankbar anerkennend, verweigerte dennoch die Annahme der Elephanten und der ihm angebotenen Eskorte, und kam im Jahre 1767 zu Fuß in Schahpura an. Er scheint sich aber erst zwei Jahre später dort für beständig niedergelassen zu haben, und erst von da an kann man die Begründung der Sekte festsetzen. Ramscharan starb im April des Jahres 1798, im siebenundneunzigsten Jahre seines Lebens, und sein Leichnam ward im großen Tempel zu Schahpura verbrannt.

Sabda Ram, Statthalter von Bhibwara, ein Bania (so heißen die Kaufleute) aus dem Desopara-Stamm, war einer der erbittertesten Feinde Ramscharan's; er sandte einst einen Sengi (Karawanen-Führer) nach Schahpura, um den Schismatiker zu ermorden; dieser Letztere aber, der wahrscheinlich von der Sache unterrichtet war, beugte, als der Sengi eintrat, sein Haupt und forderte ihn auf, seinen Auftrag zu erfüllen, aber zu bedenken, daß der Allmächtige allein das Leben schenke und daß Niemand es ohne göttliche Zulassung rauben könne. Der gedungene Mörder zitterte vor der, wie es ihm schien, übernatürlichen Prophezeiungs-Gabe des zum Schlachtopfer Ausersetzten, fiel ihm zu Füßen und suchte ihn um Vergebung an.

Ramscharan dichtete 36,200 Sabda's oder Hymnen, von denen jeder fünf bis eifs Verse enthält; zweiunddreißig Buchstaben^{*)} geben auf jeden Stoka, welches die obige Total-Summe ausmacht.

Ihm folgte Ramsdhan, einer seiner zwölf Ischela's oder Schüler, in der Hierarchie; dieser, im Dorfe Sirsin geboren, ging zur neuen Lehre im Jahre 1768 über und starb zu Schahpura im Jahre 1809, nach einer Herrschaft von 12 Jahren 2 Monaten und 6 Tagen. Er dichtete 16,000 Sabda's.

Der dritte Priester-Fürst, Dulha Ram, ward im Jahre 1776 ein Ramsanéhî und starb im J. 1824. Er schrieb 10,000 Sabda's und ungefähr 4000 Sakti's oder epische Gedichte zum Lobe von tugendhaften Männern nicht nur seines Glaubens, sondern auch von Hindu's, Muhammedanern und Anderen.

Ischakra-Das ward in dem zarten Alter von zwölf Jahren bekehrt, befiel 1824 den Thron und starb 1831. Er soll 1000 Sabda's gedichtet, aber nicht erlaubt haben, daß sie aufgeschrieben wurden.

Narajan-Das, der vierte Nachfolger Ramscharan's, bekleidet jetzt die Würde eines geistlichen Oberhauptes.

Beim Ableben eines Mahants (Oberpriesters) wird eine Versammlung von Priestern und Laien in Schahpura zusammenberufen, einen Nachfolger zu erwählen, dabei denn aber hauptsächlich nur auf Weisheit und Tugend Rücksicht genommen. Er wird am dreizehnten Tage nach Erledigung der Herrschaft installirt, bei welcher Gelegenheit die

Vairägîs die gesammte hinduische Bevölkerung der Stadt in einem Tempel innerhalb der Ringmauern, welcher unter dem Namen Rammeri^{*)} bekannt ist, mit allerhand Leckereien bewirthet.

Der einzige Unterschied in der Kleidung des Mahant's und der Priester besteht in der Feinheit, indem das Gewand des Ersteren aus Baumwolle von etwas feinerem Gewebe verfertigt ist. Die Nahrung ist dieselbe und besteht in trockenem Zwieback von grobem Weizenmehl, ohne eine Art von Säuerung. Der Obere hält sich in Schahpura, dem Hauptorte ihrer Religion, auf, welches er aber mitunter auf einen oder zwei Monate verläßt und die Provinzen bereist, um seinen Körper zu kasteien und denselben gegen Strapazen abzuwöhnen.

Religion.

Die Ramsanéhîs glauben eine Einheit und Allmacht Gottes, den sie als den Urheber des Schaffens, des Erhaltens und Zerhörens^{**)} ansehen; auch halten sie, so viel ich erfahren konnte, seine Natur, so wie seine Attribute, nicht wesentlich von dem, den wir unserer Lehre nach bekennen, verschieden. Sie nennen das höchste Wesen Ram. Er ist die Quelle alles Guten, wendet alles Böse ab, und da Niemand seine Beschlüsse ergründen kann, so ist Ergebung in dieselben auf das strengste anbefohlen. Den Menschen erklären sie jeder selbstständigen Handlung für unfähig; was sich ereignet, geschieht durch göttliche Einwirkung, und da Gott allein Belohnungen und Strafen austheilt, so sind sie angewiesen, in seiner Verehrung beständig zu seyn, am Morgen, Mittage und in der Nacht, auch jedesmal vor der Wahrheit seinen Segen zu erbitten. Die Seele ist, ihrem Glauben nach, ein Ausfluß des göttlichen Geistes und steigt, nach Auslösung der irdischen Hülle, zum Himmel empor; sie prägen ferner ein: daß, wenn Jemand, der die Vortheile einer guten Erziehung genossen und in den heiligen Schriften bewandert ist, eine Sünde begeht, er durch keine noch so preiswürdige Thaten von der Strafe befreit werden könne; während ein Ungelehrter durch Studium, Frömmigkeit und Neue Ablass für seine Vergehungen zu erlangen im Stande sey.

Die Anfertigung und Anbetung von Götzenbildern ist ausdrücklich verboten. Die Ramsanéhîs erkennen die Gottheiten der Hindu's nicht an, und keine Art von Bildern oder Symbolen des Götzendienstes wird in ihren Tempeln zugelassen. Als ich Narajan-Das bestimmte um seine Meinung über Bilderdienst fragte, antwortete er in Versen: „Wie das Waschen des Körpers im Ocean dem Baden in allen Flüssen der Erde gleichkommt, da sie doch alle in die große Tiefe fließen; wie es genügt, nur die Wurzeln des Baumes allein zu begießen, um Blätter, Blüten und Früchte zu erquickern und ins Leben zu rufen, so befeitigt die Verehrung des allmächtigen Gottes die Nothwendigkeit, sich an niedere Gottheiten zu wenden.“

Der Mahant sagte: es wäre ein Irrthum, wenn man glaubte, die Lehren seiner Sekte seien neu; sie wären in der That schon seit vielen Jahren vorhanden, obgleich ihrer Reinheit beraubt durch Beimischung erniedrigenden Aberglaubens und falscher Auslegungen von Seiten Unwissender und Solcher, die dabei ihre eigenen Zwecke verfolgten. Zu allen Zeiten lebten Männer, welche vernünftigen Glaubenslehren huldigten, allein Verfolgungen nöthigten sie, ihre Meinungen zu widerrufen, oder sich in Einöden zu flüchten. Dem Ramscharan war es vorbehalten, ein Lebrbuch aus den am allgemeinsten anerkannten Schriften der Indischen Gesetzgeber zu ordnen. Er nahm Kluglich, um nicht gegen die Vorurtheile des Volkes, das er zu bekehren wünschte, zu verstoßen, die Sâstra's (Lehrbücher der Indier, sowohl theologischen als profanen Inhalts) zum Leitfaden, indem er das in denselben enthaltene Gute sammelte, und das, was ihm schädlich erschien, verwarf. Die, welche seine Lehren annahmen, nannte er Ramsanéhî — Freunde, Diener Gottes.

Der Mahant schrieb den ersten Sabda mit großer kalligraphischer Eleganz, die folgenden wurden von den Priestern auf eine entsprechende Art abgeschrieben; vor dem Anfang und nach dem Ende jedes Stoka's (Doppelverses) befindet sich ein Strich oder ein anderes Zeichen mit rother Dinte. Die religiösen Werke der Ramsanéhîs sind mit Devanâgari-Charakteren und vorzüglich in der Hindustanischen Sprache mit einer Beimischung von Nâdischâstrischen Provinzialismen geschrieben; man findet aber auch eine Menge Sanskrit- und einige Pendschâb-Verse, so wie Arabische und Persische Wörter in diesen Schriften.

^{*)} Dies ist ein Irrthum, es muß Sollen heißen; denn der Stoka besteht aus 2 Versen, jede enthält 16 Silben und bei der Sten ist immer die Casur; versteht sich, in dem gewöhnlichen Metrum der ewischen Dichtungen. (Der Uebers.)

^{*)} Gotteshaus: Provinzialism für Rammeri, von dem Sanskrit Râma-mela: ein festlicher Umzug zu Ehren Rama's.
^{**)} Also eine Modification der Altindischen Trimurti (Dreieit) des Brahma als Schöpfers, des Wischnu als Erhalters und des Siva als Zerhörens.

Von den Priestern.

Die Priester werden entweder Bairagi's (Leidenschaftslose) oder Sādha's (Wollkommene) genannt und in drei Klassen abgetheilt, von deren beiden Letzten, Videhi's (Unkörperliche) und Mohani's (Veräufte) weiter unten die Rede seyn wird.

Sie sind verpflichtet, die heiligen Schriften zu studiren, und alles Verdienstliche in ihren eigenen Werken nicht anzuerkennen; Ehelosigkeit, Keuschheit, Demuth, Enthaltensamkeit und Genügsamkeit zu beobachten, ihre Zunge im Raume zu halten, wenig zu schlafen, den Körper an Mühseligkeiten und Beschwerden zu gewöhnen; Mildthätigkeit, Freigebigkeit und Nachsicht zu üben; Zorn, Streit, Geiz, Egoismus, Wucher, Spiel, Kluge, Diebstahl, Wollust, Heuchelei und jede Art von Ueppigkeit sind streng verpönt. Den Priestern ist es verboten, in den Spiegel zu sehen, Taback zu schnupfen, sich zu parfümiren oder zu puzen, da diese Dinge Zeichen von Eitelkeit sind. Sie müssen ferner barfuß gehen und dürfen unter keiner Bedingung reiten, fahren oder sich tragen lassen; eben so wenig dürfen sie etwas Lebendiges tödten, in der Einsamkeit leben, und Geld verlangen oder annehmen. Tanz, Musik und andere frivole Vergnüglichkeiten, so wie der Genuß des Tabacks, Opiums und anderer berausenden Mittel und Getränke sind untersagt. Auch ist es ihnen nicht erlaubt, Arzneimittel zu bereiten, obgleich sie selbst, im Falle einer Krankheit, sich nicht weigern, solche von fremden Händen zu empfangen.

Es war die Ueberzeugung Ramtscharan's, daß Weiber und Geld, bei dem jetzigen verderbten Zustande der Gesellschaft, die Hauptursachen alles Unglücks in der Welt seyen; deshalb erließ er für die Priester den gemessensten Befehl, Beide zu meiden. Der Gründer, ein verheirateter Mann ohne Kinder, ging mit gutem Beispiele voran, indem er sich von seiner Frau trennte. Dieses Opfer, so wie das Verlassen der Kinder sind wesentlich notwendig, um den Eintritt in den Orden gestattet zu erhalten; doch glaube ich, daß für die Familien solcher Bairagi's jedenfalls anständig gesorgt wird. Das Geiz der Enthaltensamkeit wird in diesem Punkte so streng beobachtet, daß ein Priester nur über Religions-Gegenstände sich mit einem Frauenzimmer unterhalten darf; der geringste Versuch einer Freivoluntät würde die augenblickliche Entlassung des Schuldigen nach sich ziehen. Dulha-Nam, der dritte Priesterfluß, war zu der Zeit, als er ein Ramsanēhi wurde, verlobt, brach also seine Treue und warf das Kankna, ein vom Bräutigam um das Handgelenk getragenes Band, (auch überhaupt ein Armband von Gold, Silber, Welle u. s. w. vom Sanskrit Kankana) bei Seite; daher schrieb sich sein Name Dulka, Bräutigam (vom Sanskrit Dohala, sehr süchtig, brünstig). Ein Turan (Sanskrit Toran'a, eine Thürverzierung), einen Blumenstrauß in Stein gehauen darstellend, hängt zum Andenken an diese Begebenheit, unter dem Säulengange seines Tempels zu Schabypura.

Gold erzeugt, ihrer Idee nach, Geiz, und die Annahme des Geldes zerstört die vollkommene Wirkung aller vorhergegangenen Uebungen der Tugend und Frömmigkeit. Ich streite gegen das Verbot desselben, darauf fußend, daß der Mißbrauch, wie in jeder anderen Sache, auch hier bei verblüdet werden, die Sache hingegen viel Gutes stiften könne; ferner fragte ich: warum, wenn man von den Weibern so Schlechtes vächte, diese doch als Konvertiten in der Sekte zugelassen würden? — „Die Verführung des Geldes“, sagte Marajan-Das, „ist eine Verleumdung zur Sünde, und die Ehe ist den Geistlichen (nicht aber den Laien) darum verboten, weil Familien sorgen sehr störend auf ihre religiösen Betrachtungen einwirken würden. Das Herz soll an Einem allein — an Gott hängen, wer seine Gefühle auf irgend etwas Irdisches richtet, ist kein Bairagi.“ — Als Beleg, welcher geringen Werth die Ramsanēhis auf Gewinn legen, wird Folgendes erzählt: Es brachte einmal Jemand dem Dulha-Nam einen sogenannten Stein der Weisen, welchen der Weise stillschweigend annahm und in einen Brunnen warf. Der Geber, über diese Verachtung seiner Gabe erbittert, brachte seine Klage vor den Radsha von Schabypura, welcher den Oberen um den Grund seines Verfahrens befragte. Nachdem der Kläger eingestanden hatte, den Stein weggegeben zu haben, fragte der Mahant: wie er sich vernünftiger Weise über den Verlust eines Gegenstandes, der ihm gar nicht mehr angehörte, beklagen könne? „Der Grund“, so fuhr nun Dulha-Nam fort, „weswegen Du mir den Stein überreicht hast, war: mich zum Bösen zu verleiten, aber ich strebe nicht nach Gold, auch ist die Veredelung der Metall-Substanzen eine unpassende Beschäftigung für einen Weltler; nimm diese zwanzig Rupien und entferne Dich!“

Ein Bairagi, der überflüßig ist, Geld genommen zu haben, wird mit einer eigens dazu glänzend gemachten Münze an der Stirne gebrandmarkt und aus der Gemeinde gestossen. Doch mag dieses strenge Verbot auch in Bezug auf die Bairagis nur dem Namen nach genommen werden, da Laienbrüder wohl Geld zum Nutzen des Ordens in Empfang nehmen dürfen, und zwei Banja's (Kaufleute) der Sekte, die ihren Aufenthalt in Schabypura genommen haben, sind angewiesen, Geldsendungen entgegenzunehmen, Kapitalien auszuliehen und Handel zu treiben — Alles für die heilige Bruderschaft.

Ein Frauenzimmer kann auch Priesterin werden, — wie z. B. Sāmarū, eine eifrige Anhängerin Ramtscharan's, — wenn sie Mann und Kinder verläßt und sich streng an das Gebot der Keuschheit und andere mehr hält. Es ist ihr aber, bei Strafe körperlicher Züchtigung und der Excommunication, verboten, sich den heiligen Orten, als den Wohnsitzen der Priester, nach Sonnenuntergang zu nähern. Es wird nämlich als zweckmäßig angesehen, die Priester vor Versuchung zu bewahren; obgleich man voraussetzt, daß sie schon vor ihrer Aufnahme in die Sekte eine völlige Gewalt über ihre Leidenschaften, wie über alle gesegwidrigen Begierden erlangt haben. Die beiden Geschlechter sitzen auch in den Tempeln eben so wenig erzwungen, als sie zusammen singen dürfen.

Was die Verläugungen, wenig zu schlafen und viel zu arbeiten, betrifft, so sagen sie: man könne im Grabe hinreichend ausschlafen;

das Leben sey flüchtig und von zu großem Werthe, um in Müßiggang verbracht zu werden; auch setze sich der Mensch dadurch, daß er die kostbare Zeit verschlaffe, auf eine und dieselbe Stufe mit dem Viehe. Ihre Nahrungsmittel sind armselig und werden in geringem Maße von ihnen gebraucht, weil Enthaltensamkeit die Mutter der Wachsamkeit ist, und Uebersuß an Nahrung und Schlaf den Geist abstampft. Die Priester wohnen abgesondert von den Wohnungen der übrigen Menschen, da das Gewirre der Städte sie in ihren Betrachtungen stören würde; doch wird ihnen zu gleicher Zeit auferlegt: miteinander zu wohnen, ihre Treibhäuser gegenseitig zu berichtigen und die Dunkelheit zu zerstreuen (d. h. sich einander zu belehren). „Eine einsam brennende Lampe“, sagte das Oberhaupt hinzu, „mag noch so hell strahlen, immer wird sie einen Schatten in ihren Füssen haben; setze aber noch eine zweite Lampe in das Zimmer, und keine wird einen dunkeln Schatten werfen.“

Der Priester ändert beim Eintritte in den Orden seinen Namen, um anzudeuten, daß er ein neues Leben beginne; sein Bart und Haupthaar (mit Ausnahme eines kleinen Schopfes auf dem Wirbel) wird glatt abgeschoren. In ihrem Bezirke wohnen einige Barbier, deren Geschäft die Ausführung dieser Ceremonie ist. Diese Barbier sind reich und empfangen gelegentlich Geschenke von Werth; so hörte ich, daß ein Tscharan einst in einem Anfälle von Freigebigkeit einem derselben fünf-hundert Rupien geschenkt hätte. Die einzige Bekleidung der Sādha's besteht aus einem sieben und eine halbe Elle langen baumwollenen Gewande, von grobem Faden, und einem kleineren zum Gürtelbunde; ferner einem baumwollenen Lappen als Sieb, durch welches sie jedesmal das Wasser, ehe sie es zum Kochen oder anderwie gebrauchen, durchsickern lassen, um die darin befindlichen Thierchen vor dem Tode zu bewahren. Dies Gewand wird mit Giru, einer Art rothen Deckes, als Sinnbild der Demuth, gefärbt; im Winter wird ein zweites und oftmals ein drittes darüber geworfen; oft aber, wenn sie auch so sich nicht erwärmen können, werfen sie alle Kleider ab, um den Gefühlsinn zu reinigen, indem sie es, ihrem Ausdrucke nach, unter ihrer Würde halten, von den Elementen des Winters überwunden zu werden. Dieser Ueberwurf wird über den Kopf gezogen und bildet dessen einzige Bedeckung; übrigens wird auch mitunter in den Winter-Monaten Wollzeug statt Baumwolle gebraucht. Sie gehen alle barfuß und reiten oder fahren nie. Ein perpendikuläres Zeichen von weißer Thonerde, Sirtl genannt, an der Stirne ist das unterscheidende Zeichen dieser Sekte*), welches den Glauben an die Einheit Gottes bedeuten soll; auch tragen sie einen Rosenkranz mit Glasperlen um den Hals. Metallene Geschirre sind verboten; die Sādha's trinken aus hölzernen Schalen und essen aus Steingezug, Porzellan oder irdenen Geschirren, welche letztere, wie bekannt, den orthodoxen Hindu's nicht erlaubt sind. Sie enthalten sich der Fleischspeisen, und was sonderbar ist, wenn man die außerordentliche Sorgfalt, die sie anwenden, um keine Insekten zu beschädigen, betrachtet, sie genießen nichts ohne Zutun des Feuers, Früchte und Gemüse nicht ausgenommen. Sie scheuen sich nicht, das Element zu berühren, aber sie bereiten sich ihre Speisen nicht selbst zu; so scheint es, daß sie, wenn auch selbst sich vor der Todssünde, ein lebendiges Wesen zu tödten, fürchtend, dieses bei Fremden doch nicht mit demselben Abscheu ansehen. Selbst das beschwerlichste Ungeziefer wird heilig gehalten; wenn ein Ramsanēhi ein Licht anzündet, so deckt er seinen Schirm darüber, auch findet man keine Lampen in den Tempeln, weil es möglich wäre, daß sie Insekten zum Tode verleiten könnten. Von denselben Ansichten geleitet, sehen die Priester jedesmal, ehe sie zutreten, auf die Erde und geben vier Monate hindurch, nämlich von der Mitte des Karb (des alten Aischāb'a, also vom ersten Juli) bis zur Mitte des Kartik (d. i. bis zum Ende des Oktobers, also eigentlich 4 1/2 Monate; der alte Name war Kartika) nur bei sehr dringenden Geschäften, aus dem Hause; die Insekten sind nämlich in den wassen Monaten am meisten vorhanden; deshalb fürchten die Priester, sie, bei einem etwaigen Betreten der verschlungenen Pflanzen, zu tödten; ja sie machen sogar, wenn sie auf der Reise sind, ohne Rücksicht auf die Lage, bis zu Ende der Jahreszeit Halt.

Die Gesamtzahl der Sādha's übersteigt nicht, so weit ich mich durch Erkundigungen in verschiedenen Gegenden überzeugen konnte, acht-hundert Seelen. Eine Schätzung der Köpfe hat nie stattgefunden, denn sie wohnen zerstreut rings im Lande umher, oft in einer sehr bedeutenden Entfernung von Schabypura und kommen nie zum Phul-Dol-Fest**) zusammen, so daß es fast ganz unmöglich ist, einen genauen Schätzung-Ueberschlag zu machen. In Schabypura selbst ist ihre Anzahl gleichfalls nicht bestimmt, manchmal trifft man ungefähr hundert zusammen im Tempel; die Reisenden, welche dahin gehen, um dem Oberhaupte ihre Ehrfurcht zu bezeigen, ihn um Rath zu fragen und seinen Segen zu empfangen, verweilen gewöhnlich drei Tage, um dann Anderen Platz zu machen.

Die Priester können, mit Rücksicht auf ihre geringen Bedürfnisse, reich genannt werden, auch tragen die Laien reichlich zu ihrem Unterhalte bei. Zwei Geistliche durchwandern täglich Schabypura, um von den Laien der Gemeinde und den vornehmeren Hindu's zubereitete Speisen einzusammeln, und diese tragen auch bereitwillig dazu bei, ihre Probirsaft zu füllen. Von anderen Religionssekten nehmen sie keine Speisen an. Diese Gewohnheit des Einsammelns ist wahrscheinlich ein Akt der Demuth und gewiß aus keinem habfüchtigen Grunde entsprungen. Die Ordensbrüder nehmen diese Spenden zur Abendmahlzeit; von ihrem Gelde aber bezahlen sie das einfache Frühstück, außer dem sie kein Mahl mehr zu sich nehmen.

(Schluß folgt.)

*) Bei den alten Indiern erkannte man die verschiedenen Sekten an der verschiedenen Form, Zahl und Farbe, so wie an dem Stoffe der Stirnzeichner- oder Ueberseher.

**) Wörtlich Blumenschwingungs-Fest, schon bei den Alten unter dem Namen Phulla-Dola oder Phul-Dola bekannt, ein Fest zu Ehren Krishna's, in der Mitte des Monats Phalguna (Februar). Der Uebersetzer.

F r a n z o s e n .

Ein Englisches Urtheil über die heutigen Französischen Romane.
(Schluß.)

Als Verfasser derjenigen Werke, die ursprünglich unter dem falschen Namen Michel Raymond erschienen, bekennt sich jetzt ein Herr Michel Masson; dürfen wir aber der Dedication an den Puritain de Seine et Marne Glauben schenken, so haben wir Grund, zu vermuten, daß Michel Masson selbst nur der erborgte Name einer ganzen Gesellschaft sey, deren Vorsteher mit seinem wahren Namen Raymond Brucker heißt. Dies ist das Wahrscheinlichste; denn die Werke selbst sind von sehr ungleichem Verdienst, und es lassen sich verschiedene Stile entdecken. Das merkwürdigste, oder besser gesagt, das populärste von allen sind „les Lutimes.“

Ein anderes Werk von demselben Verfasser heißt „Le Paritain de Seine et Marne.“ — Dieser Dorf-Puritaner ist ein Müller, dessen einzige Tochter nicht durch einen Mann, sondern durch ein Weib zu einem Laster verführt wird, das wir nicht nennen dürfen, von dem aber mit schamloser Umständlichkeit die Rede ist. Der erzkünte Vater folgt ihr nach Paris, reißt sie an einem schönen Abend aus ihrer Wohnung und schleppt sie durch die halbe Stadt bis in die Gegend des Montmartre, mitten durch die fröhliche Menge, die sich da zu einem Feste eingefunden; dann tödtet er sie mit eigener Hand und steckt den Körper in den Schutt eines benachbarten Steinbruchs. Wenige Tage darauf entdeckt ein Hund — „einen menschlichen Kopf, der aus einem Schutthaufen hervorragte. Das Fleisch war schon blau von Verwesung, aber eine Perlenhaare war noch um das Haar gewunden!“

Unsere Leser wird es nicht Wunder nehmen, daß der Verf. nach Erscheinung dieses Werkes eine Pseudonymität aufgab, die mit solchen Grenzen verfaßelt war; allein die folgenden Werke Michel Masson's beweisen, daß bei seinem Namens-Wechsel durchaus keine Neue über die Abscheulichkeiten Michel Raymond's zum Grunde lag.

Jetzt kommen wir zu dem merkwürdigsten Charakter in dem ganzen Schriftsteller-Reigen. Eben so geistvoll als Balzac und eben so tief entartet als Raymond, treibt George Sand diese demoralisierende Haltung des Romans durch eine Vereinigung glänzender Talente und sensualistischer Ideen bis zu ihrer verderblichsten Höhe. Wie sehr muß aber unser Staunen, unser Abscheu sich steigern, wenn wir erfahren, daß Georges Sand nur ein angenommener Name ist und daß die unter diesem Namen herausgekommenen unzähligen Erzählungen das Werk einer Frau sind — einer Dame, die, wenn auch keinen Rang, doch wenigstens eine hohe Stellung in der Gesellschaft besitzt. Sie heißt Madame Dudevant*). Dieses Phänomen ist, selbst nachdem wir die Memoiren einer Madame de St. Elme und einer Herzogin von Abrantes ans Licht treten gesehen, immer noch staunenswürdig.

Man kann den Schriftsteller nicht ohne Mähe von seinen Werken trennen; doch ist es unzweifelhaft, daß Personen ihren natürlichen Charakter zuweilen ablegen, wenn sie Bücher schreiben. Balzac mag ein guter und harmloser Mensch seyn, und Michel Masson mag seinen größten Genuß dabei finden, wenn er an einem schönen Abend mit seiner Familie in den Gärten des Luxembourg spazieren geht. Alles dies kann seyn; aber nur männliche Autoren haben das Vorrecht, verkappt aufzutreten — ein Vorrecht, das dem anderen Geschlechte nie bewilligt werden ist. (?) Die Frau muß wenigstens den Schein solcher Eigenschaften bewahren, durch die sie zu einem edleren Wesen wird, als der Mann, sonst fällt sie in dem Urtheile über moralischen Werth noch tiefer, als der entartete Mann selbst, und verwickelt alle ihre Ansprüche auf unseren Schuß und unsere Schonung.

Wir fühlen uns daher berechtigt, Madame Dudevant und ihre Werke nicht bloß mit kritischer, sondern mit persönlicher Strenge zu prüfen, doch ist es nicht unsere Absicht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. — Madame Dudevant selbst erkennt die Wichtigkeit des Prinzips, das wir eben erwähnt, und zeigt sich darum in männlichem Intelligenz. Wir wollen diese Entschuldigung, so armfellig sie auch ist, gelten lassen, und beurtheilen also ihre Werke ohne Rücksicht des Geschlechts.

Nur über die Wahl des Schriftsteller-Namens selbst noch ein paar Worte. — George Sand! Ein Deutscher Name kann von einer Französischen Schriftstellerin nicht wohl ohne besondere Absicht gewählt seyn. Warum aber gerade Sand? Vermuthlich zu Ehren des jungen Deutschen Fanatikers, der im Jahre 1819, mit einer praktischen Blut-Scene, der Ermordung Rozebec's, die Welt in Staunen setzte. Soll aber der Name Sand auf den schriftstellerischen Charakter der Dame aufspielen, so ist er nicht ganz passend gewählt; denn er verspricht nur Blut und Mord, wogegen unsere Verfasserin weit häufiger unglücklich als mörderisch ist.

Madame Dudevant schließt sich enger an Rousseau, als irgend Einer der vorhin genannten Schriftsteller an. Keine haben die Prinzipien der Schule angenommen, diese läßt auch die Haltung und die Manieren des Meisters nach. Die Intrigue ihrer meisten Novellen ist dieselbe, wie in der Heloise — eine Mißheirath und eine verbrecherische Liebe; und der sehr ungleiche Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft wird in einer glühenden Sprache geführt, die offenbar an der Flamme Julien's und St. Preux's entzündet ist.

Madame Dudevant geht jedoch in manchem Betracht weit über ihr Vorbild hinaus. Rousseau wagt es nie, die wirkliche Scene des Verbrechens dem Leser vorzumalen, wie lebhaft er auch Verspiel und Epilog uns schildert; seine Nachahmerin dagegen hat keine Strupel die-

ser Art. Rousseau versucht es, das Unmoralische seiner Geschichte in einer Schlußbemerkung zur Heiligkeit damit zu beschönigen, daß er sagt, er habe sie wenigstens von noircours, crimes und horreurs frei erhalten; auch bemitleidet und verachtet er die Köpfe und Herzen solcher Schriftsteller, die bei Gegenständen dieser Art gern verweilen, wogegen Madame Dudevant, vermutlich aus Besorgniß, ihre mehrfache Bearbeitung desselben Themas selbst den Ebebrach seiner Würze berauben, den Appetit ihrer Leser mit einer Auswahl von noircours, crimes und horreurs, die selbst einem Rousseau horreur machen würde, zu reizen versteht.

In dem ersten ihrer Romane — Indiana — will es eine Verkettung von Umständen, daß das Verbrechen der Frau nicht vollständig wird; aber der Teufel läßt darum seine Beute nicht fahren. Die Folgen der Verführung-Scenen werden in ihren leidenschaftlichsten Details mitgetheilt, und Indiana ist am Ende noch entarteter, als sie durch eine frühe Erfüllung ihrer verbrecherischen Wünsche geworden wäre. Eine Gesellschafts-Dame Indiana's unterliegt demselben Verführer, der ihre Herrin entehrt und verlassen hat. Die ganze Geschichte ist eben so voll von Schleichigkeiten, als von Abgeschmacktheiten, und die Lösung ist der Intrigue vollkommen würdig. Nachdem Indiana ihren Mann durch den Tod, und ihren Geliebten durch dessen Untreue verloren, entschließt sie sich zum Selbstmord; aber ein albernere Vetter, der sie mit brüderlicher Zuneigung überall begleitet, überredet sie, diese That nicht in Europa auszuführen, sondern nach Isle de France zu gehen, wo sie von einem romantischen Felsen sich stürzen könnte, mit dem ihr Vetter, der auf jener Insel geboren war, in seiner Kindheit sich bekannt gemacht hatte. Er verspricht ihr, sie auch dorthin zu begleiten, und er bietet sich sogar, mit ihr den Salto mortale gemeinschaftlich zu thun. Ein so großmüthiges Anerbieten ist unwiderstehlich; sie segeln nach Isle de France, — sie kommen an — sie verwenden viele Zeit, um von den Strapazen der langen Reise zu rasten, und auf eine noch längere sich vorzubereiten. Endlich ziehen sie in einer mondellen Nacht mit einander ins Gebirge. Sie kommen dem Abgrunde näher — sie schauen hinab in den schäumenden Strom, der ihre Leiber aufnehmen soll — sie finden diesen Ort zur Ausführung ihrer That außerordentlich günstig — sie umarmen einander ein letztes Mal — sie geben Hand in Hand bis zum Rande des Felsens — halten einen Augenblick inne, um den Mond zu bewundern — setzen sich nieder, um zu warten, bis eine Wolke ihre That verhüllt — allein sie warten etwas zu lang und die Sache wird ihnen nachgerade bedenklich. Am nächsten Morgen sitzen sie noch wohlbehalten oben auf dem Felsen, und in der nächsten Nacht liegen sie — nicht etwa todt im Bette des Stromes, sondern lebendig in Brautbette, ohne vorgängige Einmischung eines Priesters oder der Obrigkeit.

Wir haben nicht Raum genug für den „Geheim-Sekretair“, „Rosa und Blanka“, „Metella“, „die Marquise“, „Lavinia“ — lauter Erzeugnisse der giftschwangeren Fruchtbarkeit unserer Verfasserin; allein wir können nicht umhin, unter dieser malbonnetten Gesellschaft den empörenden Roman „Lelia“ auszuzeichnen, worin die Heldinnen (beiläufig bemerkt, Heldinnen von hoher Geburt und von großem Vermögen) nicht bloß Substanz, sondern Ungeheuer — die Männer, Verbrecher, Wahnsinnige und Mörder — und die Begebenheiten von solcher Art sind, wie sie vielleicht noch nie gedruckt worden. Das ganze Werk ist, mit einem Worte, so beschaffen, daß man es wohl in jedem Staate — Frankreich allein ausgenommen — durch Henkershand wärte verbrennen lassen. Da es uns moralisch unmöglich ist, dieses schandbare Produkt unserer Lesern zu analysiren, so hoffen wir, Entschuldigung zu finden, wenn wir nur einige kurze Proben von seinem Geiste geben:

— „Ich war Priester“, so sagt ein Mönch, der eine lächerliche schüngeistige Dame liebt. „Ich kannte die Dinge im Himmel und auf Erden. — Ich sah Lelia, wie sie aus Gottes Händen kam: Schön, breit, das heißt Versuchung; Hoffnung, das heißt Prüfung; Wohlthat, das heißt Lüge. Lelia — Lelia! Hat nicht dein Name auf meinen Lippen in die heiligen Namen der Jungfrau und der Engel sich eingemischt? Habe ich dich nicht in den Himmel und der Gottheit selber an die Seite gesetzt?“

— „Die Vereinigung des Mannes und des Weibes sollte, nach den Zwecken der Vorsehung, vorübergehend seyn; Alles widerstrebt ihrer Verbindung, und der Wechsel ist ein notwendiges Bedürfniß ihrer Natur.“

— „Wohlan denn“, so sagt Pulcheria, die lächerliche Messalina von den beiden gleich lasterhaften Heldinnen, zu ihrer Schwester Lelia. „Wohlan, da Du nicht eine geistliche Schwester werden kannst, so werde eine Substanzschwester.“ — „Wie das?“ fragt Lelia mit verwirrem Blick. — „Ich bin ganz ohne Besinnung.“ — „Du wirst schon zur Besinnung kommen“, versetzt Pulcheria lächelnd.

— „Es giebt ein Asyl vor den Menschen — dies ist der Selbstmord; es giebt auch ein Asyl vor Gott — dies ist die Vernichtung!“

— „Gott beschütze dich, du heilige und unverlegbare Seele! Keim Bacchanal, kein verliebtes Weib — keine Freundschaft hat Etwas über dich vermocht — du bist Jungfrau geblieben in einem durch Ausschweifungen aller Art geschändeten Körper!“

Wir versichern unseren Lesern freierlich, daß die aufgezogenen Stellen unschuldige moralische Gemeinplätze enthalten, in Vergleichung mit anderen Stellen, die man auf jeder Seite findet, und die wir mit kaltem Schauder lesen, aber nicht abzuschreiben wagen. *)

*) Der Englische Kritiker macht die Französische Schriftstellerin zu einer Baronne du Devant. Mit nichts ist man aber in der Englischen Gesellschaft freier, als mit der Verleibung des Titels Baron, besonders an Deutsche und Französische Adelskinder. So wird auch Herr Professor von Raumer in sehr vielen Englischen Blättern immer „The Baron von Raumer“ genannt.

*) Zur Steuer der Wahrheit muß jedoch hinzugefügt werden, daß die hier ausgesetzten Stellen in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen allerdings nicht so widerlich kraß erscheinen, als hier, wo sie für sich allein stehen. Zum Theil hat die Verfasserin auch, die — wie wir noch erst aus den neuesten Pariser Zeitungen erfahren haben — mit ihrem fruchtalen Gatten, von dem sie jetzt geschieden worden ist, ein fürchterlich unglückliches Leben geführt hat, solche Aeußerungen wahrhaft dämonischer Verzweiflung Frauen in den Mund gelegt, die sie eben so unglücklich darstellte, als sie selbst war. Ihr eigenes bemitleidenswerthes Unglück kann zwar keine Rechtfertigung ihres

Man erläßt uns wohl eine Charakteristik der Meute von Nachahmern, welche die Prinzipien Voltaire's, Michel Raymond's und George Sand's mit geringerem Talent und in obscureren Zirkeln fortpflanzen. Berachtungswürdig als Schriftsteller, sind sie es doch keinesweges als Förderer des Sittenerbendens. — Einige Autoren von besserem Ruf und geringerem Einflusse, wie De Vigny, Janin, Sue, die Damen Girardin, Gay u. s. w., gleichen mehr den Modellisten der alten Schule. Die verhältnißmäßig geringe Popularität ihrer Werke (?) liefert einen anderen Beweis von dem Ruin des guten Geschmacks und der Sitten.

Wenn aber diese Schuldlast von Unkeuschheit und Nachlässigkeit uns mit Entsetzen erfüllt, so glauben wir nicht, daß wir von wesenlosen Schatten geäst werden. Kein radikaler Freund ungezügelter Pressefreiheit, Keiner von denen, welche behaupten, daß die öffentliche Meinung Königin der Welt, und die Druckerpresse ihr Premier-Minister sey, — kann den innigen Zusammenhang vollstümlicher Literatur mit dem Charakter des Volkes leugnen, mag man nun in der ersteren das Organ des letzteren, oder ein Werkzeug zu seiner Bildung, oder beides zugleich sehen wollen.

Befähigt aber Jemand Kühnheit genug, um die Theorie dieser Behauptungen zu leugnen, so haben wir, leider! eine Uebersülle von Thatsachen, welche die praktische Wahrheit derselben außer Zweifel setzen. Auf dem Tische vor uns liegen über hundert Romane, die in den letzten fünf Jahren erschienen sind, und wir können dreist behaupten, daß unter dieser großen Zahl kaum ein halbes Duzend sich befindet, in denen ein weiblicher Südensfall nicht das vornehmste Ereigniß wäre. Nicht zehn Romane sind darunter, in welchen die Sünde einfach und kein Ehebruch ist. Dst kommen noch Blutschande und andere unmoralische Laster als Würze dazu, und ihre gewöhnlichen Folgen sind Mord und Selbstmord.

Geben diese Romane ein falsches Zeugniß von der Gesellschaft? Dann muß ihre Wirkung die seyn, daß sie unschuldige Gemüther vergiften. — Ist ihr Zeugniß wahr? Dann sind unsere schlimmsten Abnungen in Erfüllung gegangen.

Lesen wir die eigenen Bekenntnisse der Prediger dieser neuen Sekte. In einem sogenannten philosophisch-physiologischen Versuch über die Ehe sagt Voltaire: „Ich habe gezeigt, daß es einer verheiratheten Frau fast unmöglich ist, in Frankreich tugendhaft zu bleiben.“ Madame Dudevant behauptet sogar: „Ein Ehe-Gesetz, welches die Sittlichkeit mit der Liebe vereinigen wollte, sey eben so unsinnig, eben so ohnmächtig, die Leidenschaft zu zügeln, eben so lächerlich vor Gott, wie es die sociale Ehe in unserer Zeit vor den Menschen sey.“ In einer anderen Stelle sagt sie: „Keine Theorie sollte unbedingt verworfen werden; daher will ich auch die Theorie der ehelichen Treue gestatten — aber nur als Ausnahme von der allgemeinen Regel: „die große Mehrheit hat andere Bedürfnisse!“

Gott behüte uns davor, solchen Behauptungen unbedingt Glauben beizumessen; gewiß sind es vorfällige Uebertreibungen der Schriftsteller, die uns gern glauben machen, daß ihre Fiktionen der Wirklichkeit ganz entsprechend seyen; aber auf der anderen Seite muß man auch leider zugestehen, daß wenigstens keine Verleumdung mit unterläuft. Der Unterschied zwischen Roman und Wirklichkeit ist in Frankreich nur ein gradueller.“ (Quart. Rev.)

T ü r k e i.

Der Seriasker Chosrew-Pascha.

Nach der Russischen Darstellung des Konstantin Wassili.

Chosrew-Pascha ist über 80 Jahr alt; aber seine Purpur-Nase, das leuchtende Roth auf den Wangen seines Gesichts, die unflüchtige Lebhaftigkeit seines Auges und der spitzulaufende verwirrte Bart, machen, wenn man ihn ansieht, den unangenehmsten Eindruck. Er hinkt, sitzt äußerst unbeholfen zu Pferde, und zur Wachtparade fährt er gewöhnlich in einem Kotschi, einem türkischen Wagen ohne Federn, und von außen mit rothem Tuch beschlagen, in welchem Wagen gewöhnlich nur Frauen fahren. Wie man sagt, bringt er dem Gott Bacchus fleißige Opfer, was übrigens seine Gesichtsfarbe bestätigt. Er ist ein Grusler, im christlichen Glauben geboren, war in seiner Jugend Sklave im Serail, zusammen mit dem berühmten Hussein, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte. Als Hussein Capudan-Pascha ward, erinnerte er sich seines alten Gefährten und nahm ihn als Secretair zu sich. Vor länger als 40 Jahren war er Pascha von Aegypten, bekleidete dann immer hohe Staatsämter und war bei Hofe, während aller Umwälzungen, immer beliebt. Seinen Ruf verdankte er seiner tiefdurchdachten Politik. Unter Mahmud war er 6 Jahre lang Capudan-Pascha; glücklicherweise für ihn, verlor er, kurz vor Ausbruch des Griechischen Krieges, durch die Ränke seiner Feinde dieses gefährliche Amt, bei dessen Verwaltung er vielleicht durch Kanari's Brand in die Luft gesprengt worden wäre. Er fiel einmal in Ungnade, erhielt aber dennoch das Paschalik von Trebisonde.

Als Mahmud seine Reformen begann, umringte er seinen Thron mit erfahrenen und verständigen Männern; Chosrew ward wieder zum Capudan-Pascha ernannt. Das für Griechenlands Seelen so ruhmvolle Gescheh bei Samos hätte, wie es scheint, seinem kriegerischen Ruf

Schriftstellerischen Wirkens seyn, doch steht allerdings zu erwarten, daß ihr Gemüth jetzt, von dem Alt einer unnatürlichen Epanonei befreit, empfänglicher für eine würdige Auffassung der menschlichen Natur und einer weisen göttlichen Weltung geworden sey.

*) Diesem Artikel werden wir nächstens eine geistvolle Ansicht in Bezug auf die Französische Literatur aus der Feder eines Genfers folgen lassen, der, obwohl von demselben moralischen Gesichtspunkte ausgehend, wie der Engländer, doch weniger herb und darum überzeugender ist.

schaden müssen; Chosrew erfannt aber ein Mittel, diesen wieder zu gewinnen; er stellte sich bei den Dardanellen auf und führte auf seiner Flotte eine strenge Mannszucht ein; täglich wurden Menschen zu Tode gepeitscht, erwürgt und ins Meer versenkt, was die Türken dergestalt in Schrecken setzte, daß ihn Alle als einen großen Admiral ansahen. Der scharfsichtige Chosrew ahnte die Folgen des Londoner Vertrages, weil er Mahmud's Hartnäckigkeit kannte, und hat im Jahre 1827 den Sultan, ihn, wegen schwacher Gesundheit und hohen Alters, des Dienstes zu entlassen. Die Türken, die wie bereits erwähnt, von Chosrew's kriegerischen Talenten die höchsten Begriffe hatten, schrieben das Unglück bei Navarin dem Umstände zu, daß nicht Er die Flotte befehligte.

Seitdem er den Posten eines Seriaskers oder Kriegs-Gouverneurs der Residenz und Ober-Befehlhabers der regulären Truppen bekleidet, erwies er sich stets als einen von jenen Männern, deren Thätigkeit mit den Jahren zunimmt. Er zeichnet sich durch geniale Ideen aus, die unter den schwierigsten Umständen in seinem Haupt geboren werden. Das Volk in Konstantinopel ward unruhig und der Diwan fürchtete eine Verschwörung der Janitscharen-Freunde. Der Seriasker ließ öffentlich bekannt machen, daß er Willens sey, die öffentlichen Ruhebrüder zu züchtigen; gleich darauf erschien er selbst, ritt durch die Straßen von Stambul, ließ an 300 Menschen, deren Physiognomien ihm nicht gefielen, ergreifen, und sie ohne Auswahl, Anderen zum Beispiel, erwürgen. Was Freunde der Gerechtigkeit hierzu sagen werden, weiß ich nicht; wollte man aber Chosrew fragen, so würde er antworten, daß auf diese Weise die Ruhe aufrecht erhalten und die Residenz vor den Greueln eines Volks-Aufstandes geschützt worden sey. Des Seriasker's Herz haben die Jahre versteinert und gleichgültig sieht er das Blut dahin strömen, ohne daß er es jedoch aus wilder Lust vergießt, wie viele andere Pascha's; er thut es nur, wenn es, seiner Meinung nach, Noth thut.

Wie es heißt, hat er Mahmud's besonderes Wohlwollen durch seine angenehme Umgangsweise und seine wichtige Unterhaltung gewonnen; wenn der Sultan mit ihm allein ist, legt er die eberne Maske der Sultansbeobachtung ab, und scherzt ungezwungen mit seinem alten Seriasker, der ihn durch seinen Verstand fesselt, durch seine Ergebenheit, durch seinen Eifer für seine Reformen, und wahrscheinlich noch mehr durch die hohe Meinung, welche die Türken von ihm haben, die sich darüber beschweren, daß man im Diwan nicht immer seiner Meinung folgt. Chosrew hegt einen eingewurzeltten, unverwundbaren Haß gegen Mehmed Ali und gegen Ibrahim, und dieser Haß bindet ihn noch fester an den Sultan, und verdoppelt seine Thätigkeit unter den obwaltenden Umständen. Man versichert, er habe bereits mehrere Male und schon seit langer Zeit den Auftrag gehabt, Mehmed auf die nämliche Weise fortzuschaffen, die er bei dem Aufstiege von Smirna, Khatib-Daglu angewendet; es sey ihm aber nicht geglückt, weil Mehmed Ali immer auf seiner Hut gewesen wäre. Die Haupt-Leidenschaft des Seriaskers, die mit den Jahren zunahm — ist ein unerfülllicher Geiz. Der Sultan, der es weiß, machte sich vor nicht gar langer Zeit den Scherz mit ihm, ihm am Bosphor ein sehr schönes, schon längst von einem Armenier konfizirtes, aber sehr verwahrlohtes Haus zu schenken; der Seriasker ließ es aufputzen, reich und geschmackvoll möbliren, am Abhange des Berges neue Terrassen zu Gärten und Wasserleitungen anlegen, Bäder und Springbrunnen erbauen, und als Alles in Ordnung war, lud er den Sultan zu sich ein, um ihm zu zeigen, welchen Werth er auf seine Geschenke setze, und daß er nichts bei diesem Hause gespart habe, worüber der Sultan dermaßen entzückt war, daß er, unter voller Anerkennung des Geschmacks des alten Harpogons, das Haus für sich selbst in Besitz nahm.

Der Seriasker empfing uns in seinem Kiesel am Bosphor. Ich glaubte, er würde von der alten türkischen Schlaubeit Gebrauch machen, und erst nach uns ins Zimmer treten, um sich nicht vor feyerlichen Gästen zu erbeugen; er bunkte uns aber entgegen und anstatt eines stolzen türkischen Magnaten fanden wir in ihm einen heiteren, lebenslustigen Greis, der die Unterhaltung durch unaufhörliche Scherze belebte.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Die Wolga'schen Berge. Ueber diese Berge theilten wir kürzlich eine kleine Notiz der „Nordischen Bienen“ mit, an deren Schluß es hieß: „Daß diese Berge auf keiner Landkarte zu finden sind, mögen die Geographen verantworten.“ Die Herren Geographen glauben jedoch einer solchen Verantwortlichkeit überhoben zu seyn, indem, wie wir von einigen Seiten aufmerksam gemacht worden, diese Berge allerdings auf mehreren Karten als „Wolga-Höhen“ bezeichnet sind. Die uns vorliegende Karte von Rußland in Stieler's Hand-Atlas hat freilich keine Notiz davon genommen; auch ist die allgemeine Bezeichnung ohne speciellere Angabe der Höhen in dem Sinne, in welchem der Russische Reisende an die Kartographen appellirt, jedenfalls wohl als unzureichend zu betrachten.

— Eisenbahn nach Greina-Green. Durch die Eisenbahn zwischen Preston und Glasgow, die durch Greina-Green fährt, wird auch London mit diesem Orte, in welchem der weltbekannte, zur Verriethung von Trauungen privilegirte Schmidt wohnt, in eine direkte Eisenbahn-Verbindung kommen. Hiernach, meint ein Englisches Blatt, werde man des Morgens früh ein junges Mädchen in London entführen und sie schon Abends aus Greina-Green als seine Frau nach der Hauptstadt zurückbringen können. Eine Einholung ist gar nicht möglich, da kein nachsehender Dampfwagen dem früher abgegangenen gleich, oder wohl gar zuvorkommen kann. Gewiß ist dies ein Vortheil der Eisenbahnen und Dampfwagen, an den bisher noch kein Unternehmer derselben gedacht hat.